

8.
März
2012

ÉDUCATION DIGITALE – LERNEN UND LEHREN IN DEN KÜNSTEN HEUTE

–
Rede Hochschultag

Perikles
Monioudis

Meine Damen und Herren

Ich weiss nicht, ob Sie Innsbruck kennen. Vielleicht sind Sie bereits einmal in einem der altherwürdigen kleinen Hotels in der wiederaufgebauten Altstadt abgestiegen. Sie erinnern sich womöglich an eines der Caféhäuser oder noch an die Zufallsbekanntschaft aus der Seilbahn, den anschliessenden phänomenalen Blick vom Hafelekar, aus 2200 Meter Höhe, auf die Tiroler Landeshauptstadt. Auf einer Lesereise machte ich dort Station; nach dem Anlass im Literaturhaus schlenderte ich, der Abend war mild, in der Altstadt, da sah ich von weitem das hell erleuchtete Landestheater. Ich las den Aushang; «My Fair Lady» war programmiert.

Minuten später sass ich in der seitlichen Galerie links, hoch über den Köpfen derer, die eine bessere Karte ergattert hatten, und freute mich auf Professor Higgins, Colonel Pickering, den Blumenmarkt bei Covent Garden und natürlich auf Eliza Doolittle. Ich wurde nicht enttäuscht, ich sah das Musical zum ersten Mal im Tiroler Dialekt. «With a little bit of luck» wurde zu «Mit'm Fingerhuat voll Glück». Und der «Fingerhuat voll Glück», der war Eliza auch im Tirol vergönnt; Sie kennen ihre Geschichte. Das Blumenmädchen nimmt auf dem Markt ein Gespräch zwischen Higgins und Pickering auf und wird beim Professor vorstellig. Higgins ist der Ansicht, dass auch ein sozial deklassiertes Mädchen dazu befähigt werden könne, als Lady durchzugehen, wenn man es nur schulen würde, ausbilden in den Belangen der Sprache. Higgins, ein Phonetiker von Rang, geht mit Pickering die Wette ein, dass Eliza dereinst auf dem Diplomatenball im Buckingham Palace triumphieren würde – und das tat Eliza bekanntlich auch.

Ihr Vater, der Taugenichts Alfred P. Doolittle, wurde gegeben von einem alten Tiroler Volksschauspieler, der zwar den Ton nicht halten konnte, am Ende aber mit ausserordentlichen Ovationen bedacht wurde. Mit dieser Besetzung hatte die Regie wohl die gelungene Verfeinerung Elizas im Stück auch in der Wirklichkeit inszenieren wollen, in der Person des Volksschauspielers, der auf der Grossen Bühne reüssierte. Der Haken daran: Er tat das, im Unterschied zu Eliza, einzig in der Gunst des Publikums, das ihn auch auf der Grossen Bühne als das sehen wollte, was er war: ein berühmter Volksschauspieler. Eliza aber hatte sich tatsächlich neue Sphären erarbeitet.

Ein bisschen, scheint mir, nähern wir uns mit dieser Feststellung dem Ort, an dem wir uns gerade befinden. An der ZHdK reicht die Akklamation durch das Publikum allein nicht aus, um Erfolge zu erzielen, das Bachelor- oder Master-Zertifikat will nicht etwa «mit'm Fingerhuat voll Glück» erworben, sondern verdient und abgeleistet sein. Auch wenn es zu Leistungsauftrag und Selbstverständnis der ZHdK gehört, dass sich ihre Absolventinnen und Absolventen in den Märkten erfolgreich bewegen, sozusagen dem Applaus des Publikums etwas abgewinnen können sollten.

Als George Bernard Shaw um 1910 mit dem Stück «Pygmalion» Higgins entwarf und Eliza, wusste er zwar, wie die beiden zueinander stehen würden. Es war aber Alan Lerner, der 1956 mit dem Possessivpronomen im Titel, «My Fair Lady», verdeutlichte, dass da ein Ausbildender am Werk ist – und das «Werk» eben die junge Frau. Das war nicht seine Idee. Es war auch nicht Shaws Idee. Der Mythos des mittelmeerischen Künstlers Pygmalion findet sich bereits in Ovids «Metamorphosen», später zum Beispiel in Kellers Novelle «Regine» (1881).

Darin kommt der Titelheldin wie dann auch Eliza die Rolle derjenigen zu, die sich zu verfeinern hat, ganz so wie ihre gemeinsame Vorfahrin, Galatea. Pygmalion hatte Galatea, das Abbild einer jungen Frau, in Marmor geschlagen, er verliebte sich darin, die Marmorstatue erwachte, nach Einwirken Aphrodites, zum Leben. Galatea bekam ihren Namen zwar erst im 18. Jahrhundert. Seit je aber brachte sie ihrem Hersteller Glück.

Wenn das keine Verheissung für die ZHdK ist! Nein, weit gefehlt. Ihre Absolventen denken nicht daran, auf diese Weise ihrer Alma Mater das zweifelhafte Glück der unbedingten Folgsamkeit zu bescheren. Sie lassen sich nicht nach einem Vorbild «backen», wie der Volksmund treffend sagt. Die ZHdK hat das auch gar nicht vor. Im Gegenteil werden hier noch, Gott sei Dank, Eigenverantwortlichkeit und eigener künstlerischer Ausdruck gross geschrieben. Dennoch möchte ich in diesem Zusammenhang gerade als Mann darauf hinweisen, dass der Pygmalion-Mythos seit spätestens den 80er Jahren auch im feministischen Diskurs seinen festen Platz hat. Die Gründe liegen auf der Hand. Für mich ist der Pygmalion-Mythos ohne die Vorstellung, dass auch eine Frau einen Mann künstlerisch zum Leben erwecken kann, natürlich bedeutungslos.

Ob nun eigener künstlerischer Ausdruck oder aber blosses Abbild der Ausbildenden, immer steht ein bestimmtes Menschenbild am Ursprung jeder Unterweisung, Erziehung oder, einfach gesagt, jedes Ausbildens. Der Begriff Menschenbild mag verstaubt klingen – ist das aber genauso wenig wie der Pygmalion-Mythos. Eine eigene künstlerische, überhaupt eine eigene Stimme und die Chance darauf als Ausbildungsziel in den Künsten – man kommt als Lehranstalt nicht umhin zu fragen, wer hier wen und wozu ausbildet und mithin nach welchen Kriterien das geschieht. Welche Kriterien für welches Menschenbild?

Nein, erwarten Sie bitte nicht, dass ich nun die Frage nach einer Leitkultur erörtere. Auch sparen wir uns die Bewertung der europäischen Hochschulreform, genauso das Feilschen um einzelne Aspekte der Neuen Rechtschreibung. Doch sind es diese und andere – mehr oder minder – gesellschaftlich relevante Themen, die uns darauf hinweisen, das Ausbilden immer auch Festlegen heisst – und dass man sich auch dann festlegt, wenn einem das an sich sehr schwierig scheint und überhaupt unangenehm ist, man sich aus dieser Frage doch lieber verabschieden will. Etwa in die Methodik. Denn den Studierenden so weit wie möglich Zeit lassen, Raum geben, Luft geben, Mittel geben, damit sie sich nach ihren Anlagen entwickeln können – das ist ideal gedacht und als Methode erfolversprechend, aber eben noch keine Antwort darauf, welche Ziele die Ausbildung verfolgt.

Mein Eindruck mag täuschen, aber eine methodische Diskussion scheint vielen Dozentinnen und Dozenten näher zu sein als eine grundsätzliche – nicht nur an der ZHdK. Das liegt in der Natur der Sache. Grundsätzliches ist eben grundsätzlich, während man sich in den Künsten lieber an den Rändern möglicher Gewissheiten bewegt. Gewissheiten und Grundsätzlichem zu huldigen, konterkariert auch mein eigenes Credo als Künstler. Ich denke, dass die Kunst Antworten gibt, indem sie Fragen stellt – und mithin uns und unsere Welten infrage stellt. Allein, in einer Hochschule der Künste geht es nicht primär um die Kunst an sich, sondern um das Ausbilden in den Künsten. Und dabei sind Gewissheiten, oder zumindest ideologische Festlegungen, unumgänglich. Mit

Methoden allein kommt man da nicht weiter. Aber was heisst das konkret?

Stellen Sie sich die Kunststudentin vor, die mit dem sie Ausbildenden nahezu kollegialen Umgang hat, womöglich beide Künstler, wenn auch in unterschiedlichen Momenten ihrer Laufbahn bzw. ihres Lebens. Die Studentin scheint frei, den Hinweisen ihres Ausbildenden zu folgen oder aber sie mehr oder weniger erkennbar in den Wind zu schlagen. Indem sie ihren eigenen künstlerischen Ideen nachhängt, kommt sie dem Ausbildungsziel näher: zu sich zu kommen und ihre Anlagen entfalten zu können. Denn damit bleibt sie, wie Rektor Prof. Dr. Thomas Meier sagt, in ihrem künftigen professionellen Leben Entwicklungsfähig, um ihren eigenen Weg gehen zu können. Natürlich hätte die Kunststudentin nichts dagegen, ihre entfaltenen Anlagen im internationalen Kunstmarkt in Anschlag zu bringen.

Blicken wir nun auf den jungen Tänzer, der sich in den Kopf gesetzt hat, eines nahen Tages einer renommierten Kompanie anzugehören, in London, New York oder Zürich. Er trainiert seinen Körper über die Schmerzgrenze hinaus, unterwirft seinen Lebenswandel und überhaupt sich selbst diesem einen Traum von der Grossen Bühne, ist in der Klasse aber einer von nicht etwa wenigen, die den selben Traum träumen; gemeinsam lassen sie sich von der Ausbilderin schinden. Der eigene Ausdruck, der eigene Weg, sind zwar auch hier gefragt, vor allem im Ausdruck, aber allzu grosse Abweichungen von der Norm sollte man sich dann doch für später aufheben, wenn man es in die Weltkompanie geschafft hat.

Schauen Sie auch in das Musikzimmer da, die Tür steht einen Spalt offen. Die junge Pianistin spielt zum Aufwärmen eine Chopin-Kaskade nach der anderen. Sie geniesst Einzelunterricht, wobei sie den eigentlichen Genuss wohl eher zu Hause empfindet, wenn sie für sich spielt. Denn ihre Referenz ist hier der ZHdK-Ausbildende, der nicht zuletzt die Aufgabe der Selektion wahrnimmt; ihre Suche nach dem eigenen Weg wird dabei zunächst eher nicht prioritär gesehen, wichtiger scheinen etwa, sagen wir, ihre Partiturfestigkeit und auch Virtuosität, mit denen vorweg so etwas wie das Klassik-Einmaleins eines Städtischen Konzertsaals absolviert werden kann.

Der Designstudent auf der Parkbank dort; er rekapituliert die Aussagen seiner Ausbildenden, die vorhin ihre Erfahrungen mit den Materialien Glas und Beton erläutert hat. Der Student fährt mit dem Daumennagel über den gläsernen Schlüsselanhänger in seiner Jackentasche. Er versucht, das Glas zu ritzen, aber das Material gibt nicht nach. Seine Gedanken kreisen um die Worte der Ausbildenden, er will für sich zu klären, was ihm Glas bedeutet. Im Unterschied zu seiner Kommilitonin aus der Musik repetiert er nicht einfach das, was zu erlernen ist, er muss sich in gesteigertem Mass eigene Erfahrungen, etwa in der Werkstatt, verschaffen. Schliesslich wird er später genau diese Fähigkeit benötigen, wenn die Kundschaft den Auftrag umreisst.

Das Bild von dem Menschen, das in diesen Beispielen aufscheint, ist hinsichtlich des aufklärerischen Konzepts der eigenen Stimme, des eigenen Wegs unterschiedlich. Allen gemein ist aber der Grundgedanke des eigenverantwortlichen Handelns; die Ausbildung sowohl in den Bildenden Künsten als auch etwa in Design und Musik erfordert den Entschluss eines jeden und einer jeden Studierenden, Jahre ihres Lebens auf eine stark spezialisierte Ausbildung zu verwenden, die sie in der Regel alles andere als in die berufliche Sicherheit

führt – Ausnahmen wie die Freitag-Brüder mit ihren trendsetzenden Taschen bestätigen die Regel. Auf der Folie der beruflichen Unsicherheit in den Künsten ist auch besagtes Entwicklungsfähig-Bleiben zu sehen.

Doch Entwicklungsfähig zu bleiben, ist ohnehin die entscheidende Maxime in den Künsten. Eliza musste üben und üben, bis sie sich die neue Sprache gefügig gemacht hatte. Sie erlebte in diesem Lernprozess die Veränderung ihrer Welt in einer Art *Éducation sentimentale*, reift als Mensch, trifft am Ende bewusst ihre eigenen Entscheidungen. Flauberts letzter vollendeter Roman, 1869 erschienen, trägt den Titel «*Éducation sentimentale*» und handelt von der «Erziehung der Gefühle». Fast vierzig Jahre, nachdem Charles Babbage den Prototypen seiner Differenzmaschine fertiggestellt hatte – einen mechanischen Rechner, der allerdings nur Addieren konnte –, zieht ganz woanders ein junger Mann, Provinzler wie ich, wenn Sie mir diese wohlfeile Selbstdeklaration erlauben, nach Paris, um die grosse Welt kennenzulernen. Er kehrt, in seinen Ambitionen enttäuscht, nach ereignisreichen Jahren in sein Dorf zurück, lebt eine Zeitlang bei seiner Mutter, versucht dann doch nochmals, in Paris zu reüssieren, rettet sich dort ins Kleinbürgerliche. Nun, wenigstens kann man von diesem politik- und literaturinteressierten Frédéric Moreau sagen, dass er über weite Strecken seines Lebens versucht habe, Entwicklungsfähig zu bleiben.

Wenn wir uns darauf einigen können, dass die Eigenverantwortlichkeit sowie eine spezifische Fertigkeit in den Künsten als Ausbildungsziele an der ZHdK verfolgt werden, dann gerät die Lehrer-Schüler-Beziehung als Urzelle beider Momente in den Fokus. Der Lehrer oder die Lehrerin hat, wie wir gesehen haben, eine nach künstlerischer Disziplin unterschiedene Funktion, die, ganz allgemein gesprochen, auf dem Wissens- und Praxistransfer gründet, sich aber nicht darin erschöpft. Denn die Auszubildenden stellen oft auch eine Referenz dar, der sich die Studierenden, sagen wir, bedienen können. Ich denke, das hat seine Gültigkeit besonders im digitalen Zeitalter.

Das Wissen, die Praxis, das sich die Auszubildenden erworben haben, spiegelt und bricht sich in den digitalen Wissens- und Erfahrungsspeichern, etwa im Internet. Dort ist Wissen und Erfahrung sekundenschnell abrufbar, und ihre Derivate sind fast ebenso schnell verknüpfbar. Im Copy/Paste-Verfahren liessen sich ganze Dissertationen basteln.

Studierenden in der Populären, aber auch in der Klassischen Musik, bietet sich die Möglichkeit, zum Beispiel auf Youtube unterschiedliche Interpretationen dessen sich zu Gemüte zu führen, das sie gerade üben. Sie können damit ihr Spiel reflektieren, es im Wortsinn in der Welt da draussen spiegeln. Der Lerneffekt ist gross. Dasselbe gilt in ähnlichem Mass etwa für die Bereiche Schauspiel, Film und Design, in denen die digitale Vernetzung des Einzelnen durch Foren, Boards und unterschiedliche Plattformen vorangetrieben wird.

Die *Éducation sentimentale* ist somit in die Digitale Welt eingebettet und zu einer Art *Éducation digitale* geworden. Musste ein Architekturstudent vor dreissig Jahren noch wochenlang in den mühsam beschafften Fachmagazinen blättern, um sich einen Überblick über die neusten Varianten des Barcelona-Sessels von Ludwig Mies van der Rohe zu verschaffen, reicht heute dazu eine einfache digitale Suchanfrage des Designstudenten aus. Für seine Auszubildenden heisst das einerseits, dass sie fachlich nicht nur à jour, sondern eher noch sozusagen à l'heure sein müssen, und andererseits, dass ihre Fähigkeit des schnellen

Einordnens und mithin Wertens gesteigert nötig ist. Vielleicht glauben Sie mir nicht, dass die Studierenden bestimmter Richtungen dem Unterricht mit ihrem betriebsbereiten Notebook folgen und damit gern auch überprüfen, was ihnen der die Ausbildenden gerade sagen. Und sie werden mir noch weniger glauben, dass viele Studierende einander im Internet kennenlernen.

Was bedeutet Éducation digitale nun für die Ausbildenden? Werden sie dadurch obsolet? Im Gegenteil ist zur Bewältigung der digitalen Informationsmenge genau das nötig, was digital im Überfluss vorhanden scheint, aber nicht spezifisch genug ist: Wissen und Erfahrung. Denn die Fähigkeit, dies nutzbar zu machen, hängt nicht einfach von der blossen Menge ab, sondern vielmehr in zunehmendem Mass davon, wie man vorab nützliches von unnützem Wissen zu unterscheiden versteht. Die Position der Ausbildenden hat sich deshalb in der Digitalen Welt nicht verschlechtert, sondern dadurch verbessert, als ihre Referenzfunktion stärker nachgefragt wird.

Um diesem Umstand gerecht zu werden, ist ihrerseits eine zusätzliche Anstrengung nötig, denn eine Referenzfunktion wirkt auf die Studierenden nur dann glaubhaft ausgefüllt, wenn die Ausbildenden komplementär dazu auch über Wissen und Praxis verfügen, die sich ein grosses Stück weit mit dem decken, das sich digital in einem ersten Schritt in Erfahrung bringen lässt.

Spätestens hier schliesst sich der Kreis, und wir kommen zurück zur Eigenverantwortlichkeit, einem der wichtigsten Ausbildungsziele der ZHdK. Die Digitale Welt zeigt sich dem Einzelnen als unendliches Reservoir des Wissens und der Erfahrung. Doch wie Wissen oder Fachwissen und Erfahrung urbar gemacht werden können, lässt sich, wie gesagt, oft nicht aus deren baren Quantität ableiten. Dazu braucht es jemanden, der qualifizierte Unterscheidungen zu treffen imstande ist – ganz nach dem Leitspruch Niklas Luhmanns: «Beginne mit einer Unterscheidung!»

Die Ausbildenden finden sich in der Éducation digitale in einer genuin pädagogischen Rolle wieder: in der des Vermittelns von Wissen und Erfahrung, nunmehr in der kraftvoll entwickelten Informationsgesellschaft. Der Muff aus tausend Jahren, meine Damen und Herren, beginnt sich in Wahrheit erst jetzt allmählich zu verflüchigen, im Digitalen Zeitalter, das für die junge Generation besagte Éducation digitale bereithält. Was immer man darunter noch verstehen wird: Man darf die Studierenden – und ich sage das ohne jeden Unterton – darum durchaus beneiden.